

**JEFF STRAND**

**WENN DAS BLUT IM  
SCHNEE GEFRIERT**

Aus dem Amerikanischen von Morton Tartas

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe  
*Autumn Bleeds Into Winter* erschien 2020.  
Copyright © 2020 by Jeff Strand

Einmalige Auflage April 2022  
Lektorat: Tammo Hobein  
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski  
Innenillustrationen: AdobeStock/schankz  
Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Festa Verlag GmbH, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten



## **Danksagung**

Ich danke Jamie La Chance, Tod Clark, Donna Fitzpatrick, Paul Goblirsch, Darrell Z. Grizzle, Kate Halpern, Lynne Hansen, Jim Morey und Paul Synuria II für ihre Hilfe bei diesem Roman.

# KAPITEL I

Im Sommer 1979, einige Tage nach meinem 14. Geburtstag, saß ich in einem Van, dessen Seite ein Panther-Graffito zierte, und versuchte, eine nicht registrierte Pistole zu kaufen.

Ich lebte in Fairbanks, Alaska. Die Sorte Nachbarschaft, in der die Kinder am Morgen vor die Tür gesetzt und sich selbst überlassen wurden, so lange, bis die schneidenden Rufe ihrer Mütter sie darüber informierten, dass sie zum Abendessen wieder nach Hause kommen sollten. Die Nachbarshunde liefen einfach ohne Leine umher, ganz so, wie sie wollten, und wir kannten jeden einzelnen ihrer Namen.

Ja, klar, es gab auch mal Ärger und Streit, aber nie wurde jemand ernsthaft verletzt. In der zweiten Klasse lebten meine Freunde und ich in Angst vor einem Jungen, dem wir den Spitznamen »Karo« gegeben hatten, weil er immer eine schwarz-rot karierte Jacke trug. Er war riesig und sah Furcht einflößend aus – ein Drittklässler eben. Wann immer wir ihn in der großen Pause auf dem Schulhof sahen und er bemerkte, dass wir ihn gesehen hatten, hängte er sich sofort an unsere Fersen und wir liefen panisch davon. Manchmal wurden wir ihn schnell wieder los, manchmal verbrachten wir jedoch die ganze Pause damit, vor einer üblen Tracht Prügel davonzulaufen, die sicher mit gebrochenen Knochen und spritzendem Blut geendet hätte. Was uns davor bewahrte, war, dass sich

seine beängstigende Körpermasse zwar ausgezeichnet zum Einschüchtern eignete, er aber keine Ausdauer für eine Verfolgungsjagd besaß.

Auf dem Schulhof stand ein Turm aus gigantischen, aufeinandergestapelten Autoreifen. Man konnte an der Außenseite raufklettern oder in das Innere der Reifen kriechen. (Ich weiß wirklich nicht, ob sie irgendwie fest miteinander verbunden waren oder ob man sie nach den Sicherheitsstandards der 1970er unter der Annahme, sie würden schon nicht auseinanderfallen und dabei einige Kinder umbringen, bloß aufeinandergestapelt hatte.) Eines Tages saß ich im Inneren des obersten Reifens und als ich runterschaute, stand dort Karo und sah zu mir hoch. Ich saß in der Falle. Es gab kein Entrinnen. Mich durchfuhr der heiße Schrecken eines Zweitklässlers, auf den in naher Zukunft eine blutige Nase wartete.

»Jetzt bist du geliefert!«, sagte Karo. Dann stieß er ein wahnsinnig diabolisches Gelächter aus.

Und auf einmal hatte ich verstanden, dass er mir gar nichts antun wollte. Während meine Freunde und ich uns absolut sicher waren, dass von Karo Gefahr ausging, machte es ihm einfach nur Spaß, kleinere Kinder über den Schulhof zu jagen. Er hatte uns nie gefangen, weil er das überhaupt nicht wollte. Wenn er uns erwischt hätte, hätte er uns einfach wieder losgelassen, so wie einen Fisch.

Im Laufe meiner Kindheit gab es noch andere Typen, die Ärger machten. Sie waren von der Sorte, die versuchte, einem ein Bein in der Cafeteria zu stellen, oder sie warfen mit Schimpfwörtern um sich, die vor einigen Jahrzehnten vielleicht noch akzeptabler gewesen waren als heute. Aber so wirklich gefährlich war eigentlich

niemand gewesen. Es gab Gerüchte um einen Jungen, der erfroren ist, weil er seinen Hausschlüssel vergessen hatte und seine Eltern erst spät von der Arbeit nach Hause kamen. Ich kannte ihn jedoch nicht, und die Geschichte konnte bei genauer Betrachtung nicht der Wahrheit entsprechen. Alles in allem war es eine ziemlich behütete Kindheit.

Bis ein paar Kinder verschwanden.

Und ich ganz genau wusste, wer dafür verantwortlich war.

Ich klopfte an die Seitentür des Vans, der an dem verabredeten Treffpunkt vor dem »Alten Haus« stand. Das Haus war wahrscheinlich kaum älter gewesen als irgendein anderes in der Nachbarschaft, aber solange ich denken kann, hatte es leer gestanden. Nun war es verfallen und selbst die Kinder, die sich von der Unverwundbarkeit der Jugend geschützt fühlten, wagten sich nicht hinein. Der verwilderte Garten ermöglichte es jedoch, einen Van direkt davor zu parken, ohne groß Aufsehen zu erregen.

Die Tür glitt auf. Ein Mann mit schmalzigem, langem Haar und einem dicken Schnäuzer schien überrascht zu sein, mich zu sehen.

»Verpiss dich, Kleiner«, sagte er. »Ich warte auf jemanden.«

»Das wäre dann ich.«

»Red keinen Stuss.«

»Ich bin Curtis.«

Der Mann stöhnte. »Willst du mich auf den Arm nehmen? Wie alt bist du, neun?«

»Ich bin 14.«

»Sorry, Junge. Ich verkaufe keine Knarren an pummelige 14-Jährige. Verschwinde.«

»Mein Geld ist genauso gut wie das von jedem anderen auch.«

Der Mann massierte sich die Stirn, als würde ihm die Entscheidung ungeheure Schmerzen bereiten. »Okay, okay, egal. Komm rein.«

Ich stieg in den Van, in dem es für meine noch unschuldige Nase nach totem Stinktief roch, und wollte die Tür hinter mir zuziehen.

»Lass sie einen Spalt offen«, wies er mich an. »Ich habe keine Lust darauf, dass du es wie einen Entführungsversuch aussehen lässt.«

Ich tat ihm den Gefallen. Der Innenraum des Wagens war mit einer Matratze und roter Bettwäsche ausgelegt. Ich war *nicht* so unschuldig zu denken: »Oh, hier wird er sich bestimmt während seiner Roadtrips aufs Ohr hauen, falls er im Van schlafen will!«

Er zündete sich eine Zigarette an und musterte mich. »Das ist gar nicht cool.«

»Tut mir leid.«

»Wofür brauchst du überhaupt eine Knarre? Willst du etwa deine Lehrer erschießen?«

»Nein.«

»Haben deine Eltern keine Pistole?«

»Klar haben die welche. Eine Menge davon.« Wir sprechen von Alaska: Jeder Haushalt war mit einer Waffensammlung ausgestattet.

»Und warum nimmst du nicht davon eine?«

»Weil ich nicht will, dass man sie zurückverfolgen kann. Genau deshalb habe ich ja angerufen. Für Schießübungen könnte ich mir auch ein Gewehr von meinem Vater ausleihen.«

»Warum soll man sie nicht zurückverfolgen können?«

»Warum stellen Sie so viele Fragen?«

»Weil ich keine Waffen an Kinder verticke. Ich habe keinen Schimmer, was du damit vorhast. Was ist, wenn du ein Idiot bist? Was, wenn du dir aus Versehen die Rübe wegbläst? So was kann auf mich zurückfallen.«

»Dass man die Waffe nicht zurückverfolgen kann, ist doch genau der Punkt. Wenn es auf Sie zurückfällt, dann sind Sie schlecht in Ihrem Job.«

»Ich habe einen anderen Job. Das ist bloß eine Nebenbeschäftigung.«

»Verkaufen Sie mir jetzt die Pistole oder nicht?«

Der Mann nahm einen tiefen Zug von der Zigarette und blies mir den Qualm ins Gesicht. »Willst du damit jemanden abknallen?«

»Das geht Sie nichts an«, sagte ich ihm, wobei ich versuchte, nicht zu husten. Falls ich gehustet hätte, wäre er in unserem kleinen Machtkampf der Sieger.

»Dass du keine Eichhörnchen damit jagen willst, ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Also planst du entweder einen Mord oder du willst sie jemandem unterschieben, damit er in Schwierigkeiten gerät. Was davon ist richtig?«

»Woher wollen Sie wissen, dass ich sie nicht einfach zur Selbstverteidigung brauche?«

»Warum sollte sie dann nicht eingetragen sein?«

Wer die Diskussion gerade gewann, wusste ich beim besten Willen nicht. »Zum Verkauf kann ich Sie ja nicht zwingen. Dann wende ich mich mit meinem Anliegen eben an jemand anderen.«

»Gut. Raus aus meinem Van.«

In der Hoffnung, dass er es sich anders überlegen würde, griff ich nach dem Türöffner. Er blieb stumm.



Leider hatte ich echt keine andere Wahl. Es war verdammt schwierig gewesen, diesen Kerl ausfindig zu machen. Damals existierte das Internet nicht, und hätte mir tatsächlich jemand die Wunderwelt des World Wide Web als etwas beschrieben, das ich noch erleben werde, hätte ich ihn verwundert mit offen stehendem Mund angestarrt und ihn dann für diese lächerliche Idee ausgelacht.

Ich dachte mir, wenn einer wusste, wie man an eine illegale Waffe kommt, dann ein Drogendealer. Aber ich kannte keine Drogendealer. Dafür kannte ich aber ein paar von den älteren Jugendlichen, bei denen ich mir sicher war, dass sie Gras rauchten. (Ich wusste zwar nicht, wie Marihuana riecht, aber ich wusste, was es ist. Diese Unterrichtsfilme aus der Schule waren also keine komplette Zeitverschwendung.)

Fünf Dollar kostete mich die Telefonnummer ihres Dealers. Ich rief ihn an und fragte, ob er wisse, wie ich an eine nicht registrierte Waffe komme. Er legte sofort auf. Später versuchte ich es noch mal und dieses Mal ging jemand anderes ran, dem ich dieselbe Frage stellte. Auch wenn er keine direkte Antwort hatte, gab er mir die Telefonnummer eines anderen Pot-Dealers, der vielleicht helfen konnte. Ich rief diesen Drogenhändler an und er sagte mir, dass er keine Ahnung von Waffen habe und er mir selbst dann nichts sagen würde, wenn er etwas wüsste.

Also rief ich den anderen Dealer zurück, und wieder war der erste Typ dran. Ich schob eine Entschuldigung für die erneute Störung vor und fragte ihn nach Marihuana (aber damit er nicht dachte, ich wäre ein 14-Jähriger ohne Erfahrung mit Marihuana, nannte ich es »Gras«)

und nach einer guten Prostituierten. Wegen des Grases sollte ich eine halbe Stunde später zurückrufen (was ich nicht getan habe), aber ich bekam die Nummer von einer preiswerten Nutte. So rief ich Candi-mit-einem-i an und fragte sie, ob sie irgendjemanden kannte, der mit Waffen handelte. Sie reichte mich an Barbarella weiter, die mir schließlich die Nummer von dem Kerl im Van gab, dessen Namen ich nicht kannte.

Erwähnenswert dabei ist, dass ich so sehr damit beschäftigt war, an die Waffe ranzukommen, dass ich kaum über die Tatsache nachgedacht hatte, mit zwei Prostituierten gesprochen zu haben, wobei sich meine eigenen sexuellen Erfahrungen auf ein erstaunlich unbeholfenes Rummachen im Wandschrank auf einer Geburtstagsparty beschränkten.

Der Mann versuchte nicht, mich aufzuhalten, auch wenn ich ihm nichts abgekauft hatte.

»Ich weiß, wer die Kinder entführt hat«, behauptete ich.

»Was für Kinder?«

»Haben Sie nichts von den vermissten Kindern mitbekommen?«

»Sollte ich?«

»Es war in den Nachrichten.«

»Ich gucke keine Nachrichten. Und ich mag keine Kinder. Zum Beispiel bist du ein Kind, und ich mag dich nicht.«

Es gefiel mir kein Stück, meinen Plan einem Fremden zu erzählen, aber es sah nicht danach aus, dass ich ihn auf andere Weise überreden könnte. »Ich weiß, wer dafür verantwortlich ist, aber ich kann es nicht beweisen. Ich will ihn zum Gestehen bringen.«

»Mit vorgehaltener Wumme? Das wird nichts nützen. Menschen neigen dazu, alles Mögliche unter Zwang zu gestehen. Hältst du mir eine Pistole unter die Nase, erzähle ich dir alles, was du hören willst. Ich würde sogar zugeben, dass ich Kenny-Rogers-Fan bin.«

»Sie mögen Kenny Rogers nicht?«

»Nö. Auf Dolly Parton hole ich mir einen runter, aber Countrymusik finde ich scheiße.«

»Ich werde ihn nicht mit Waffengewalt zum Geständnis zwingen«, sagte ich. »Ich will ihn einfach nur dazu bringen zu gestehen. Aber wenn er versucht, mich zu töten, dann töte ich ihn zuerst. Wenn ich ihn erschießen muss, bevor ich einen Beweis habe, soll die Spur nicht zu mir führen können. Daher kann ich keine Waffe von meinem Dad nehmen.«

Der Mann nickte. »Das ergibt Sinn. Aber es wäre unverantwortlich, dir eine Waffe zu verkaufen, wo ich jetzt weiß, dass du damit einen unschuldigen Mann töten könntest.«

»Er ist nicht unschuldig.«

»Du hast behauptet, du hast keinen Beweis.«

»Ich habe Augen. Es beweisen zu können ist eine andere Sache als sich sicher zu sein.«

»Weißt du was? Drauf geschissen. Ich verkaufe dir eine Waffe. Es gibt aber eine Extragebühr.«

»Was für eine Gebühr?«

»Die ›14-Jahre-altes-Pummelchen-Gebühr‹. Ist gerade neu eingeführt.«

»Nein. Sie haben gesagt, Sie verkaufen mir eine nicht registrierte Pistole für 300.«

»Und jetzt sind es 400. So funktioniert freie Marktwirtschaft. Du lernst das schon noch, wenn du erst mal aus der Grundschule raus bist.«

»Ich habe nur bei mir, was wir am Telefon vereinbart haben.«

»Ach ja? Tja, am Telefon hast du ja auch deine Stimme verändert, um älter zu klingen.«

Erwischt. Ich hatte einen Lappen über den Sprecher gelegt.

»Mehr als 300 Dollar habe ich nicht.«

»Dann lauf nach Hause und knack dein Sparschwein auf oder frag Mami nach einem Vorschuss aufs Taschengeld. Sag ihr, der Eismann hat die Preise erhöht.«

»Sie sind ein Arschloch«, erwiderte ich.

»Tja, hätte ich dir gleich sagen können. Jetzt zwingst du mich, dir den Mund mit Seife auszuwaschen.«

»Ich glaube, wir sind hier fertig. Sie haben Glück, dass ich den Verbraucherschutz nicht kontaktieren kann.«

»Weißt du was? 350.«

»Ich habe aber nur 300 Dollar dabei. Wissen Sie, warum? Weil Sie mir am Telefon gesagt haben, der Preis sei 300 Dollar. Ich ging davon aus, dass alte Leute wie Sie sich an ihr Wort halten.«

»Wie kommst du überhaupt an so viel Geld?«

»Ich habe viele Rasen gemäht«, behauptete ich. Das war gelogen. Ich hatte das Geld aus Dads Safe genommen. Ja, ich war so ein Kind gewesen, das beim Herumschnüffeln im Schreibtisch seines Vaters die Kombination für den Safe findet.

Darin war eine ordentliche Summe versteckt, weil Dad Banken nicht wirklich traute und er in Notfällen gern Bares zur Hand hatte. Ich bezweifelte, dass er die Geldstapel zum Nachzählen herausholte, und mein Plan war, das Geld nach und nach zurückzuzahlen, bevor er bemerkte, dass etwas fehlte.

»Hast du irgendetwas anderes Wertvolles dabei?«, fragte er. »Was ist mit der Armbanduhr?«

»Das ist eine billige Schrottuhr.«

»Oh, tja. Das ist ein Scheißsteil. Niemand kauft so was. Was ist mit deinen Schuhen?«

»Dann müsste ich mir doch irgendeine Story für meine Eltern ausdenken, wie ich meine Schuhe verlieren konnte. Ich bin zu alt, um einfach so ein Paar Schuhe zu verlieren.«

»Na gut. 300 Dollar. Ich mach das nur, damit ich den ganzen Weg hierher nicht umsonst gefahren bin. Aber siehst du, wie ich dich gerade ganz genau betrachte? Ich merke mir dein Gesicht. Wenn ich mitbekomme, dass ein Unschuldiger erschossen worden ist, kann ich deine Visage für eine polizeiliche Skizze genau beschreiben.«

Ich war mir ziemlich sicher, dass er nicht zur Polizei laufen würde und ihnen erzählen wollte, dass er eine illegale Waffe an einen 14-jährigen Jungen verkauft hatte, verkniff mir aber den Hinweis, weil ich das ganze Geschäft hinter mich bringen wollte. »Das ist nur fair«, sagte ich.

Er griff unter eines der Kissen und holte eine Pistole hervor. Dann langte er unter einem anderen Kissen nach einer kleinen Schachtel Munition.

Dennoch beschwerte ich mich. »Die Pistole sieht ziemlich Kacke aus.«

»Die ist beschissen. Du hättest am Telefon klarmachen müssen, dass du eine nicht beschissene Pistole willst. Sie wird in deiner Hand nicht hochgehen und auch eine Kugel in die Richtung feuern, in die du zeigst.«

»Was für eine Pistole ist das?«, wollte ich wissen.

»Woher zum Teufel soll ich das wissen? Es ist eine Pistole mit abgeschliffener Seriennummer. Wenn du eine

wissenschaftliche Erörterung suchst, geh halt zu einem lizenzierten Händler. Jedenfalls weißt du, dass die Pistole selbst nicht rückverfolgbar ist, aber dass man die Spur einer Kugel zur Pistole zurückverfolgen kann, stimmt's? Wenn sie also die Kugel aus der Person rausschaben, gegen die du dich selbst verteidigen musstest, und sie die Knarre unter deinem Bett finden, kriegen sie nach ein paar Tests raus, dass die Kugel von dieser spezifischen Pistole abgefeuert wurde. Was ich damit sagen will, ist, werde sie los, wenn du fertig bist.«

»Das werde ich, danke.« Ich nahm den Haufen Geld aus meiner Tasche und überreichte ihn. Der Mann blätterte beim Nachzählen rasch über die Scheine. »Okay, wir haben einen Deal. Ich hatte wirklich schon gedacht, du würdest mir ein Glas voller Kleingeld bringen.«

Ich öffnete den Reißverschluss meines Rucksacks und tat Pistole und Munition hinein. Dann schob ich die Tür wieder ganz auf.

»Hey, Kleiner?«

»Ja?«

»Sei vorsichtig. Ich mein das ernst. Du bist vielleicht 'ne Nervensäge, aber ich will trotzdem nicht, dass dir was passiert.«

»Ich werde so vorsichtig sein wie möglich«, sagte ich und stieg aus dem Van.

Als ich mich vom ›Alten Haus‹ entfernte, wurde mir schlagartig übel. Die Geschichte war einen riesigen Schritt näher dran, Wirklichkeit zu werden. Ich könnte tatsächlich gezwungen sein, den Mann zu töten, der meinen besten Freund entführt hatte.

## KAPITEL 2

Todd und ich waren Freunde gewesen, seit er für mich einen Kreidestrich einsteckte.

Im Unterricht der Viertklässler von Mrs. Starkling gab es die Regel, dass, wenn du für etwas Ärger bekamst, sie deinen Namen in die obere rechte Ecke der Tafel schrieb. Das war deine erste Verwarnung. Alles war noch in Ordnung, aber du standest jetzt unter Beobachtung. Sollte es einen zweiten Verstoß geben (egal ob es das gleiche oder ein völlig anderes Fehlverhalten gewesen war), kam ein Kreidestrich neben deinem Namen hinzu. Jetzt wurde es ernst. Es gab allerdings außer Schande keine weiteren Konsequenzen wegen des ersten Kreidestrichs. Doch man stand einen einzigen unangebrachten Lacher entfernt vom *zweiten* Kreidestrich. Du musstest genau über dein Verhalten nachdenken und wie du es verbessern konntest.

Falls du dann doch den gefürchteten zweiten Strich provoziert hattest, warst du auf dem Weg zum Rektor, der nur darauf wartete, dir mit einem Stock den Arsch zu versohlen. Soweit ich weiß, war er zu den Mädchen und jüngeren Kindern nicht ganz so hart gewesen. Warst du aber ein Junge aus der vierten Klasse, drosch er erbarmungslos auf deinen Hintern ein. Sogar die Eltern sahen darin kein Problem. Meines Wissens gab es kein Formular zum Ausfüllen, das besagte: »*Hiermit unter- sage ich Ihnen, meinem Kind den Hintern während der*

*Unterrichtszeiten zu verhauen.*« Solltest du also einmal weinend nach Hause kommen ... tja, dann hättest du dich besser benehmen sollen.

Niemand wusste, was passiert, sollte man einen dritten Kreidestrich erhalten. Ich vermute, dass Mrs. Starkling einem dann einfach mit dem Vorschlaghammer den Hinterkopf einschlägt und einen direkt zur Schlachtbank schleift. Jeden Freitag vor Schulschluss wischte sie die Namen von der Tafel und erklärte denen, die unartig gewesen waren, dass sie am Montag wieder mit weißer Weste beginnen würden.

Nun, ich war kein *böser* Junge. Ich lernte fleißig, bekam ordentliche Noten und folgte dem Unterricht so konzentriert wie nur möglich. Ich war aber oft in Gedanken, was mich zu faszinierenden Beobachtungen verleitete, die ich unbedingt mit den Leuten um mich herum teilen musste – und zwar unverzüglich. Das war natürlich ein klassischer Fall von »im Unterricht reden«. Auf mein Konto gingen die meisten Kreidestriche für Gespräche im Unterricht.

Schlimmer noch: Ich konnte mir mentale Bilder von solcher zwerchfellerschütternden Albernheit ausmalen, dass ich selbst dann nicht in der Lage war, ein Lachen zu unterdrücken, wenn ich mir in die Wangen biss, sodass es sogar blutete. Ich stellte mir zum Beispiel vor, dass Mrs. Starkling bei ihrem Kontrollgang durch meine Reihe ein donnerndes, lang gezogenes Trompetensolo von Furz krachen ließ. »Ach du *liebes* bisschen«, würde sie sagen. Spätestens dann konnte ich mich nicht mehr zusammenreißen.

Um eine Sache klarzustellen: Einen solchen Furz gab es nicht wirklich. Aber allein schon über die Möglichkeit



nachzudenken, wie es passieren könnte («Ach du *liebes* bisschen«), war so himmelschreiend komisch, dass ich nicht still bleiben konnte. Mrs. Starkling fragte mich dann, ob ich der Klasse erklären wollte, was so witzig war. Darauf würde ich dann mit »Nein« antworten und sagen, dass ich es nicht erklären wollte. Und so kam mein Name auf die Tafel, es sei denn, er stand schon darauf.

Die Wahrheit ist, dass ich mich nicht vor den Besuchen beim Rektor fürchtete. Ich war dort zwei Mal gewesen, und auch wenn dies keine Erfahrung gewesen war, die ich in Ehren halten mochte, so würde der Schmerz spätestens dann abgeklungen sein, wenn ich nicht mehr zum Sitzen gezwungen war. Was mich wirklich traf, war der Gedanke daran, den Filmtag zu verpassen.

Eines schönen Montags erklärte man uns, dass am Freitag ein Filmtag veranstaltet werden würde. Bis zur Mittagspause hätten wir gewöhnlichen Unterricht, und dann würden nachmittags die Lichter ausgehen und wir bekämen einen Streifen ohne Bildungsanspruch zu sehen! O mein Gott! Es würde sogar – haltet euch fest – Popcorn geben! Weil Mrs. Starkling jedoch jederzeit die Regeln ändern konnte, gab es einen Plot Twist: Sollte man einen Kreidestrich kassieren, auch nur einen einzigen, so hätte man nicht die Ehre, am Filmtag teilzunehmen. Stattdessen säße man zusammen mit den anderen garsichtigen Kindern in einem anderen Klassenzimmer und beschäftigte sich mit einer für diese Situation speziell erdachten, langweiligen Aufgabe. Mit Sicherheit käme jemand mit einem Eimer Popcorn vorbei, um die Leute mit dem buttrigen Aroma zu quälen.

Ich schwor, den Filmtag nicht zu verpassen.

Aber ... »Ach du *liebes* bisschen!«

Das war am Montag. Mein Name kam am Dienstag an die Tafel. Bis Freitagfrüh hatte ich es geschafft, keinen Kreidestrich zu bekommen. Dann vergaß ich mich mitten in der Mathestunde und fragte meinen Sitznachbarn, ob er diese Woche *Sanford & Son* gesehen habe.

Mrs. Starkling wirbelte herum. »Wer hat geredet?«, verlangte sie zu wissen, indem sie mich direkt ansah. Sie wusste ganz genau, wer das gewesen war, aber das hielt sie nicht davon ab, ein Geständnis aus mir herauszuquetschen.

Ich erstarrte. Was hatte ich da getan? O mein Gott, was hatte ich getan?

»Ich war das. Entschuldigen Sie bitte«, sagte Todd Lester.

Todd bekam niemals Ärger. Nicht ein einziges Mal. Er war zwar kein schleimiger kleiner Streber, der in der ersten Reihe bei Fragen immer als Erster die Hand hob, aber sein Benehmen war dennoch tadellos. Für mich war er bloß ein Mitschüler in Mrs. Starklings vierter Klasse; wir spielten weder in der großen Pause zusammen noch hätte ich sagen können, welchen Bus er nach Hause nahm. Es gab absolut keinen Grund, weshalb er für mich die Rüge einstecken wollte, außer ein guter Typ zu sein und einen Tunichtgut wie mich davor zu bewahren, den Filmtag zu verpassen.

Er saß zwei Reihen von mir entfernt. Es war offensichtlich, dass nicht er es gewesen war, der geredet hatte. Mrs. Starkling sah ihn an, schaute zu mir zurück, seufzte und schrieb dann Todds Namen an die Tafel. Sie kehrte zum Unterrichtsgeschehen zurück, als wäre nichts gewesen.

Ich konnte nicht fassen, dass er das für mich getan hatte.

Todd war ein faszinierenderer Mensch, als ich es jemals erahnt hätte.

Noch vor dem Mittag hatte ich wieder einen unkontrollierten Lachanfall (»Ach du *liebes* bisschen!«) und verlor mein Recht auf den Filmtag, sodass er seine weiße Weste völlig umsonst aufs Spiel gesetzt hatte. Während ich so in dem fast leeren Klassenzimmer saß und die beknackte Aufgabe löste, schwor ich mir, dass ich mich für seinen Akt der Nächstenliebe revanchieren würde.

Nach Schulschluss beeilte ich mich, Todd auf dem Weg zu seinem Bus einzuholen. »Wie war der Film?«, fragte ich. »Nein, sag's mir lieber nicht. Will ich gar nicht wissen. Ich bin mir sicher, er war toll. Danke, dass du mir geholfen hast.«

Er hielt an. »Bist du als Baby auf den Kopf gefallen?«

»Nö.«

»Bist du sicher? Du solltest mal lieber deine Mom und deinen Dad danach fragen.«

Ich erklärte ihm, weshalb ich mit dem Kichern im Unterricht nicht aufhören konnte. Er starrte mich an, nicht ganz sicher, warum eine *imaginäre* Flatulenz einen solchen Effekt auf mich haben sollte. Echte Fürze, klar, jeder lacht da, aber über einen vorgestellten Furz so durchzudrehen erschien ihm ziemlich merkwürdig.

»Aber ich wollte dir eigentlich danken«, sagte ich. »Ich schulde dir einen Twinkie oder so.«

»Gut. Ich hätte gern einen Twinkie. Gib her.«

»Ich habe jetzt keinen bei mir, aber zu Hause haben wir davon eine Schachtel. Ich dachte mir, du könntest ja mit zu mir kommen.«

»Ich habe für deinen Bus keine Fahrkarte.«

»Wir könnten laufen.«

»Wie weit?«

»Eigentlich ist es zu weit zum Laufen. Ich habe keine Ahnung, warum ich das vorgeschlagen habe.«

Todd sah mich an, als wäre ich ein kompletter Vollidiot. Er hatte wohl recht damit.

Ich war mir nicht sicher, ob er weiterreden wollte, also fügte ich hinzu: »Sorry, ich bin dumm. Das ist bestimmt der Grund, warum wir keine Freunde sind.«

»Wir können zu mir laufen«, sagte er. »Es ist nicht so weit weg.«

»Werden deine Eltern sich nicht wundern, wo du bleibst?«

»Sie sind nicht zu Hause.«

»Klar, ich würde gern mitkommen. Kann ich meine Mom von euch aus anrufen?«

»Na klar.«

»Dann lass uns los.«

Todd und ich liefen zu ihm nach Hause. Wie sich herausstellte, hatten wir ziemlich verschiedene Auffassungen davon, was »nicht so weit weg« bedeutete. Es wäre kürzer gewesen, zu mir zu laufen. Ich hatte in letzter Zeit etwas zugenommen. Daher war ich kurzatmig und musste mehrmals Pausen machen, sobald ich länger als eine halbe Stunde unterwegs war. Auf einer dieser Pausen kamen wir zu einer Telefonzelle, wo ich bei Todd in noch größere Schuld geriet, indem ich mir zehn Cent von ihm lieh, damit ich zu Hause anrufen konnte. Ich hatte gedacht, »nicht weit weg« bedeutete maximal 20 Minuten.

Unterwegs war unsere Unterhaltung keine von Kindern, die das Gefühl hatten, sie wären bereits ein Leben lang Freunde gewesen. Wir sprachen über oberflächliches

Viertklässlerzeug. Als wir bei ihm zu Hause angekommen waren, war ich ziemlich beeindruckt von seiner Comicsammlung. Nach einer Einführung in den schonenden Umgang mit ihnen – ich war der Typ »Cover umknicken für ein entspannteres Lesen« – lasen wir und hatten dabei eine ausführliche Diskussion über aufregende Superheldenabenteuer.

(Falls Sie nach der letzten Ausführung entsetzt waren, würde ich an dieser Stelle gern die Erzählung unterbrechen, um Folgendes zu erklären: Comics stellten die längste Zeitspanne in der menschlichen Geschichte eher einen entbehrlichen Lesestoff dar als ein Sammlerobjekt. Also war ich kein um sich schlagender Comics vernichtender Psychopath; tatsächlich handelte es sich beim Umknicken entlang des Rückenfalzes um die eigentliche Standardprozedur. Kulturen befinden sich im steten Wandel und in der gegenwärtigen Gesellschaft gehöre ich wohl ausgestoßen oder gar für ein solch respektloses Behandeln einer Graphic Novel zum Tode verurteilt. Damals aber war es *Todd* und nicht ich, der sich seltsam verhielt.)

Danach pflegten wir einen lockeren, freundschaftlichen Umgang. Er hatte seinen eigenen kleinen Freundeskreis und ich hatte meinen noch kleineren, und zwischen diesen gab es kaum Überschneidung. Das Schuljahr ging vorüber und wir hatten einander während des Sommers kaum gesehen. In der Fünften waren wir wieder in derselben Klasse, doch Weihnachten 1975 sollte alles verändern.

Todd bekam Pong geschenkt.

Pong war die atemberaubendste Revolution der Unterhaltungsmedien seiner Zeit. Für diejenigen, die es nicht

wissen: Sobald man die Pong-Konsole an seinen Fernseher angeschlossen hat, erscheint ein kleines weißes Quadrat und bewegt sich auf dem Bildschirm hin und her. Man steuert nicht das Viereck. Man bewegt stattdessen per Controller einen der beiden Balken, die sich einander gegenüber auf beiden Seiten des Bildschirms befinden. Mit dem weißen Balken versucht man dann, das kleine Quadrat zu treffen und es in Richtung der Seite des Gegenspielers zu befördern. Dabei hofft man darauf, dass er oder sie verkackt und den Weg des Vierecks nicht abblocken kann, wodurch man einen Punkt bekommt. Falls sich das wie Tischtennis anhört, dann weil es das ganz genau ist, außer dass *man es auf dem eigenen Fernseher spielt!*

Todd lud mich zum Spielen von Pong ein und ich wollte von da an niemals damit aufhören. Wir zockten stundenlang. Unsere Freundschaft wuchs dabei mit jedem verbalen Schlagabtausch.

Als wir Pong schließlich satt hatten (unvorstellbar, ich weiß), hingen wir weiterhin so ziemlich jedes Wochenende zusammen ab. Obwohl wir immer noch unsere eigenen Freunde hatten, rief ich immer zuerst Todd an, wenn ich was unternehmen wollte. Manchmal setzten unsere Eltern uns beim anderen ab, aber wenn nicht, dann war das Fahrrad die eindeutig bessere Wahl als zu Fuß zu gehen.

Als Todds Familie schließlich in die Nähe unseres Hauses zog, wurden wir unzertrennlich. Unser Platz in der sozialen Hackordnung der Schule, der zu Grundschulzeiten noch im guten Durchschnitt lag, fing in der Mittelstufe an abzusacken, was uns aber nicht wirklich störte. Wir gingen immer noch zu Schulbällen und

Tanzveranstaltungen, aber wir – wie soll ich sagen – *tanzten* dort nicht. Wir sprachen viel über Mädchen und Todd ging sogar mal richtig mit einem aus. Allerdings war sich Todd eine Weile nicht sicher, ob er jetzt eine feste Freundin hatte oder nicht. (Als er sie schließlich danach fragte, stellte sie klar, dass er keine hatte.)

Weil wir zusammen rumhingen, bekam ich weniger Probleme, er dafür umso mehr. So herrschte ein wunderbares Gleichgewicht zwischen uns.

Im Mai 1979 hatten wir die siebte Klasse hinter uns gebracht. Wir sprachen voller Vorfreude über die achte Klasse im kommenden Herbst, und ich schwor, bis dahin wieder in Form gekommen zu sein. Ich hatte bereits so viel zugelegt, dass mir der Sportunterricht ein wiederkehrendes Grauen geworden war.

Der Sommer war überwiegend großartig gewesen. Doch in Form gekommen war ich nicht.

Ende Mai wurde ein Junge vermisst. Ein Sechstklässler. Keiner von uns beiden hatte ihn gekannt. Todd und ich lebten nahe dem Flughafen, und der vermisste Junge wohnte auf der anderen Seite von Fairbanks in der Nähe des Örtchens Farmer's Loop. So wie es aussah, war er ein »schwieriger« Junge gewesen, und obwohl niemand eine Entführung ausschloss, war es am wahrscheinlichsten, dass er von zu Hause weggelaufen war. Als seine Eltern im Fernsehen waren, bettelten sie ihren Sohn an, dass er zurückkommen solle, anstatt einen Entführer um die sichere Rückkehr des Jungen anzuflehen. Es war nicht die Art von Situation gewesen, die Eltern davor zurückschrecken ließ, ihre Kinder ohne Aufsicht eines Erwachsenen aus dem Haus zu lassen.

Anfang Juli hatten Todd und ich einen Streit.

Es war keine große Sache gewesen. Nichts, was eine Freundschaft nicht aushielte. Die Sorte Kabbelei, die man am nächsten Tag schon nicht mehr weiß. Ich hatte einen Mutterwitz gemacht, der nicht so gut angekommen war. Todd wurde sehr wütend und wollte nicht länger bei mir übernachten. Er beschloss, nach Hause zu laufen. Das war um ein Uhr morgens.

Andernorts würde ein 13-Jähriger nicht allein um diese Zeit rumstromern dürfen, nicht einmal 1979. Ich hätte meine Eltern aufgeweckt oder die seinen angerufen, damit sie ihn abholen kämen. Das war Fairbanks, Alaska. Land der Mitternachtssonne. Im Juli wurde es hier gerade mal so dunkel wie an anderen Orten am späten Nachmittag. Außerdem lebte ich in einer sicheren Nachbarschaft.

Er ging los.

Ein paar Minuten später folgte ich ihm.

O nein, es ging mir dabei nicht um eine Entschuldigung oder darum, dass er sicher nach Hause kam. Ich schäme mich, zugeben zu müssen, dass ich wütend darüber war, wie sehr er sich über einen harmlosen Witz über mein Verlangen, seine Mom zu bumsen, ärgerte. Also kam mir der Gedanke, ihm vorzuschleichen und im richtigen Moment aus meinem Versteck zu platzen, um ihn zu Tode zu erschrecken.

Ich nahm meine Mäusemaske mit. Sie war eine nicht lizenzierte Micky-Maus-Maske, die weniger nach dem entzückenden Disney-Maskottchen aussah als nach einer alpträumhaften, verseuchten Ratte, die einem die Lippen vom Gesicht nagte, während man schlief. Sie war ein Geschenk meiner Großmutter, als ich acht Jahre alt war, und ich gruselte mich selbst an Halloween zu sehr



vor ihr, um sie zu tragen. Sobald ich über meine Angst hinweggekommen war, was so im Alter von elf Jahren gewesen ist, wanderte die billige Plastikmaske von ihrem angestammten Platz an der Rückseite des Wandschranks und fand ihr neues Zuhause auf meinem Fußboden.

Ich war nicht davon ausgegangen, dass Todd wirklich glauben würde, von Micky Maus' tollwütigem Cousin attackiert zu werden. Es war jedoch gruseliger, mit der Maske hervorzuspringen, als mit meinem gewöhnlichen Gesicht.

Meine Nachbarschaft war wie ein Gitter geformt, das aus acht Straßen, unterteilt von drei Querstraßen, bestand und somit 24 Blocks ergab. Das Gitter war an drei Seiten von Wald umgeben. Wenn man den Weg kannte, den dein wütender, bester Freund nach Hause nehmen würde, konnte man auf sein Fahrrad hüpfen, zügig die Parallelstraße zum Freund entlangradeln, ihm weit voraus sein, das Rad kurz vor den Wäldern loswerden und auf ihn warten.

Ich habe das so gemacht.

Und wartete.

Er kam ein paar Blocks entfernt um die Ecke. Ich setzte die Maske auf.

Ich hoffte, dass er mir auf die Schulter schlagen würde, nachdem ich ihn erschreckt hätte. Dann würden wir lachen, und unsere Freundschaft kehrte unmittelbar an den Punkt zurück, an dem sie vor zehn Minuten gewesen war.

Langsam fuhr ein silberner Wagen an mir vorüber.

Er hielt neben Todd.

Ich sah zu und fragte mich, was der Fahrer wollte. Immerhin wusste ich, dass Todd nicht so dumm wäre, um ein Uhr morgens in das Auto eines Fremden zu steigen.

Er ging auf die Fahrerseite zu, anscheinend durch ein offenes Fenster mit dem Fahrer im Gespräch, wobei er aber einen Sicherheitsabstand einhielt.

Todd hielt sich die Hand vor den Mund.

Brach in Tränen aus.

Was zum Teufel ging hier vor sich? Was hatte der Fahrer zu ihm gesagt?

Todd eilte um die Frontseite des Wagens herum.

Kannte er etwa den Fahrer?

Er würde doch nicht ... Er stieg doch nicht wirklich ein, oder was?

Die Tür ging auf und Todd stieg auf der Beifahrerseite ein. Ich lief raus auf die Straße, als das Auto wegfuhr. An der nächsten Kreuzung bog es ab. Ich versuchte, mir das Kennzeichen zu merken.

Hatte der Fahrer mich im Rückspiegel gesehen?

Komisch war es schon, zu hoffen, dass Todds Tränenausbruch bedeutete, dass er tatsächlich eine schreckliche Nachricht erhalten hatte und nicht etwa überlistet worden war. Was wäre, wenn seine Eltern einen Unfall gehabt hätten? Was, wenn sie *tot* wären? Das wäre zwar grauenvoll, aber immer noch besser als der Gedanke, er könnte gekidnappt worden sein.

Ohne die Maske abzunehmen, stieg ich rasch auf mein Rad und fuhr so schnell ich konnte los. Ich wollte das Auto nicht einholen, sondern ihnen den Weg abschneiden. Das wäre auch möglich gewesen, wenn der Wagen nicht den schnellsten Weg aus der Nachbarschaft genommen hatte und ich wie wahnsinnig in die Pedale trat.

Mein Vorderreifen eierte, aber ich konnte mich auf dem Sattel halten. Todds Leben könnte davon abhängen.

Ich war bereits völlig aus der Puste, als ich die Straße erreicht hatte, wo ich hoffte, das Auto wiederzusehen. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte, wenn ich es sah. So verzweifelt vor Sorge um meinen Freund dachte ich nicht einmal daran, dass ich mich selbst in ernsthafte Gefahr begeben könnte.

Jetzt konnte ich das Auto hören. Ich musste schneller machen.

Ich würde die Straße nicht rechtzeitig erreichen!

Der Wagen fuhr über die Kreuzung. Ich war der Fahrerseite zugewandt und konnte den Mann hinter dem Steuer genau erkennen. Er blickte herüber und sah mich direkt an.

Das Auto kam kreischend zum Stehen.

Ich wusste, wer der Fahrer war.

Seinen Namen kannte ich zwar nicht, aber ich hatte ihn einige Male draußen bei der Gartenarbeit gesehen. Er lebte in Todds Wohnviertel, möglicherweise sieben oder acht Blocks von ihm entfernt. Er war ziemlich alt, irgendwo zwischen dem Alter meines Vaters und meines Großvaters, und er hatte einen riesigen Schädel und graues Haar. Seine Erscheinung hatte etwas Hartes und Unfreundliches an sich, wodurch ich mich sogar auf dem Bürgersteig vor seinem Grundstück wie ein Eindringling fühlte, wenn ich an seinem Haus vorbeiging.

Schnell sah der Mann weg, möglicherweise vom Anblick der grauenvollen Mäusemaske für immer traumatisiert.

Dann raste das Auto davon.